

Schulwesens auf dem Lande, wo man vielfach nur die einklassige Volksschule kennt.

Der deutschnationale Abg. Kickhöffel warnte den Minister, etwa seine Volksschulreform nur auf die grosstädtische Industriebevölkerung einzustellen und der Zentrumsredner Brockmann, der sich ebenfalls für den Ausbau der Volksschule einsetzte, wandte sich gegen das übertriebene Berechtigungswesen und beschäftigte sich mit dem Junglehrerproblem und den pädagogischen Akademien.-

Donnerstag 11 Uhr Weiterberatung.

---

# Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S · P · D

Berlin, den 4. April 1930.

Im Vorzimmer des Todes.<sup>x</sup>

SPD. In der Ausnützung historischer Denkmäler erweisen sich die Franzosen als äusserst praktisch. Der Staat will verdienen, auch an seiner Geschichte und seinen historischen Persönlichkeiten. Aus allem Sehenswerten versteht der Fiskus Kapital zu schlagen: aus den Gräbern der Könige in Saint-Denis, aus den Katokomben mit ihren Millionen von Skeletten, aus alten Gefängnissen, Kirchen und Kasernen. Im Louvre-Museum werden die Bilder und Statuen grosser Meister zur Schau gestellt, in den Kirchen die Sehenswürdigkeiten vergangener Jahrhunderte und im Kerker der grossen Revolutionsepoche der sogenannten Conciergerie, müssen Grösse und Verfall einer gewaltigen geschichtlichen Zeitspanne vor den Augen von Millionen Besuchern defilieren.

Mitten in der Stadt Paris bildet der Seine-Fluss eine Insel. Einst hausten hier die römischen Legionen und nannten das Eiland Lutetia Parisiorum. Im Mittelalter schlugen auf dieser von tiefem Wasser geschützten Stelle die Feudalherren, später die Könige ihr Quartier auf, Statt der alten römischen Festung erbaute man eine gewaltige Burg, die heute noch zum Teil vorhanden ist und mit ihren mächtigen Türmen dem Stadttinnern sein Gepräge gibt. Dieser Gebäudekomplex, dessen älteste Teile auf eine Vergangenheit von mehr als acht Jahrhunderten zurückblicken und gleichzeitig mit der daneben liegenden herrlichen Notre Dame-Kathedrale errichtet wurden, ist heute der Justizpalast mit der "Empfangsballe", der "Conciergerie", dem berühmten Kerker, der in der grossen Revolution eine wichtige Rolle spielte. In den oberen Sälen des Gebäudes tagte das revolutionäre Gericht, dessen Staatsanwalt, der gefürchtete Fouquier-Tinville, mehr als zweitausendsiebenhundert Menschen unter das Fallbeil brachte. Noch heute ist der die Conciergerie umfassende und sich anschliessende Häuserblock der Sitz des Pariser Schwurgerichts, in dem über Leben und Tod entschieden wird. Im Kellergeschoss, zum Teil auch zu ebener Erde stehen immer noch einige Hafträume zur Verfügung, um die zur Gerichtsverhandlung geführten Angeklagten während der Prozesspausen aufzunehmen. Die meisten Zellen in der Conciergerie jedoch sind leer. Sie haben nur noch historische Bedeutung. In diesen feuchten Gewölben wurden vor 130 bis 140 Jahren viele Tausende von Anhängern des "Ancien Regime" gefangen gehalten. Hier warteten sie auf ihre Verurteilung; hier nahm der Henker Samson sie in Empfang, um sie der Guillotine zu überantworten. Heute sind diese Räume, in denen der vorletzte Akt so mancher menschlichen Tragödie sich abspielte, in ein Museum umgewandelt. Mit grossem Geschick wurde alles zusammengebracht, was irgendwie mit den bewegten Zeiten der bürgerlichen Revolution in Verbindung steht, -

Ein alter Justizwachtmeister dient uns als Führer. Vorbei an der Kirche gelangt man zur Küche, die ehemals einen der wichtigsten Teile des alten Königspalastes ausmachte. Riesige Kupferkessel, mächtige Bratpfannen, Kochgeschirr und Bratspiesse, die für einen ganzen Ochsen bestimmt waren, schmücken das Innere. Anschliessend an diese einstige Hofküche gelangt man in die Wachstube der königlichen Leibgarde. Ein dunkler Gang führt von hier in die Kellerräume des Gebäudes. Rechts und links Zellen. Die Eisentüren sind mit Riesenschlössen versehen. Dicke Gitter versperrn die Fenster, die zu ebener Erde liegen. Die Aufgabe unsres Führers nimmt hier ihren Anfang. Er leuchtet mit einer Lampe

in die einzelnen Zellen hinein und beginnt zu erklären: "In dieser Zelle wurde die Königin Marie Antoinette gefangen gehalten, bis sie am 6. Oktober 1791 abends sechs Uhr hingerichtet wurde. - Hier lebte Madame Roland, in dieser Zelle Madame du Barry. Hinter diesem Gitter schmachtete Charlotte Corday, die Mörderin Marat's, die den Beinamen "der todbringende Engel" erhielt. In dieser Zelle sass Dailly und hier, hier, meine Damen und Herren, Robespierre, nachdem er am 9. Thermidor, als er die Bürger zum Widerstand auffordern wollte, durch einen Pistolenschuss schwer verwundet und verhaftet worden war!"

Dann kommen einige grössere Zellen, deren Fussboden mit verfaultem Stroh bedeckt ist. Hier hausten die ärmeren Gefangenen, die keine eigenen Hafträume bezahlen konnten. Der alte Justizwachtmeister führt uns in ein mächtiges Gewölbe. Hier waren die Girondisten untergebracht, die vor jeder Hinrichtung ein fröhliches Fest und ein Zechgelage veranstalteten. Sie alle gingen mit heiteren Mienen auf das Schafott. Am Ende des Ganges befindet sich ein kleines Zimmer. Ein Spiegel ist in die Mauer eingelassen. In dieser Zelle machten die zum Tode Verurteilten ihre letzte Toilette. Hier fielen die graumelierten Locken der erst siebenunddreissigjährigen Königin unter der Schere Samsons, des blutigsten Henkers, der Welt. Hier fielen auch die blonden Haare der Gräfin du Barry, die brünetten der Charlotte Corday, der Madame Roland, der Frau Desmoulins und der vielen anderen, die den gleichen Weg gingen. Aus diesem Spiegel sah der schwerkranke Robespierre das letzte Mal sein bleiches Gesicht, bevor die Henkersknechte ihn hinausführten.

In diesem Vorzimmer des Todes steht auch noch der Armesünderkarren, auf dem die Verurteilten unter dem Hohngeschrei des Pöbels ihre letzte Reise durch die Stadt bis zum Concorden-Platze antraten, auf dem die "Tante Guillotine" unaufhörlich arbeitete. Selbst der blutigste Zeuge jener Schreckenstage fehlt in diesem Museum des Grauens nicht: dort an der Wand steht in grausam-schlichter Einfachheit das Fallbeil, dessen unbarmherzige Schneide fast dreitausend Menschen vom König bis zum blutrünstigsten Revolutionär den Kopf nahm. Ein primitives Holzgestell, von Menschen bedient, für Menschen bestimmt, von Menschen in dieses Museum verbannt, ein erschütterndes Sinnbild, das Grösse und Entartung, Kraft und Schwäche eines in Konvulsionen geratenen Zeitalters vor Augen führt. Die Schneide der Guillotine glitzert noch blank unter dem Schein der Lampe. Dumpfe Ahnung vom Zusammenhange geheimer Kräfte geschichtlicher Ereignisse steigt aus diesen feuchten Mauern. Man fühlt den Hauch des Genius der Geschichte. Ist es nicht, als ob man noch die donnernde Stimme Fouquier-Tinville's, des Anklägers, vernähme und des steinerne Gesicht des Gerichtsvorsitzenden Herrman sähe, als ob man erlebte, wie der eine den Tod beantragt und der andere das Urteil ausspricht? Hört man nicht das Rollen des Armesünderkarrens, den kurzen Aufschlag des Fallbeils; klingen nicht Seufzer der auf den Urteilspruch Harenden aus der Tiefe der Zellen? Die Schneide der Guillotine glitzert noch blank - da ruft die laute Stimme des alten Justizwachtmeister die Wirklichkeit zurück: "Der Besuch ist beendet, meine Damen und Herren....!"

Gedankenschwer schreiten wir den Gang zurück, drängen hinaus, wo die Sonne herrscht. Die Türme des Gebäudekomplexes stehen so fest wie einst, als von ihnen das Zeichen zur Bartholomäusnacht (1572) gegeben wurde. Aber das Leben in den unterirdischen Gewölben ist erstorben. Fallbeil und Henkerswerkzeuge sind zu Museumsbestandteilen geworden. Auf den Seine-Quais flutet das Grossstadtgetriebe. Ein Gefangenenauto biegt in das Tor des Justizpalastes ein. Gerichtet wird wieder über Leben und Tod. Ein neuer Henker wartet auf sein Opfer und ahnt nicht, dass die Zeit auch über seine Notwendigkeit hinweggehen und die Guillotine für alle Zeiten in das Museum verbannen wird....

Bodo M. Vogel.

## Durchs Land der Komitadschis.

Von unserm Balkankorrespondenten.

### II.

SPD. Draussen sind im langsam niedergehenden Regen die beiden Chauffeu= re dabei, den Wagen und den Motor zu kontrollieren, der scharf herhalten muss, um die zweihundert Kilometer nach Sofia in einer Nacht zu schaffen. Alles gibt uns das Geleit bis zum Ausgang des Ortes, natürlich nur Männer, und die Gast= freundschaft in den Balkanbergen fordert es, dass wir allen die Hand schüt= teln. Der Wagen springt schärfer an, und fast scheint es, dass wir gute Fahrt vor uns haben. Doch bereits nach ein, zwei Stunden sehen wir ein, dass wir uns täuschten. Der Regen flutet immer heftiger, die Strasse ist bereits durch= nässt, und die Reifen schleudern. Dazu geht der Weg immer tiefer in die Wunder der Balkanberge hinein. Eine Kurve folgt der anderen; die Scheinwerfer spie= geln himmelansteigende Felsenwände, und eine Brücke reiht sich an die zweite, die dritte, die vierte - unten die rasende Gischt der ewigen Strouma. Der Hoch= Balkan zieht seine gigantischsten Register, und die Nacht mit dem Sturm in den Tannen und dem Raunen in den Telephondrächten stimmt eine unvergleich schö= ne Symphonie an. Dem Mann am Volant perlt trotz der immer mehr zunehmenden Käl= te Tropfen auf Tropfen von der Stirn. Der Kühler dampft, und schon wieder fliegt der Wagen in der nächsten Kurve von rechts nach links, von links nach rechts. Denn der Weg, den wir nördlich ziehen, besteht lediglich aus dem viele Meter tiefen Flussbette der Strouma, in dessen Hüften jeweils an Back= oder Steuerbord eine Strasse eingesprengt ist, immer von der einen Flusseite zur an= deren überspringend und durch blockige Steinbrücken mit niedrigem Eisengelän= der verbunden. Ein vielseitig verworrenes, sich ewig schlängelndes Tal, kilome= terweit ohne Vergrößerung der Sohle, rechts und links wolkenverhüllte Berges= gipfel und umschleierte Steilwände, in die sich hier und da eine Fichte ein= krampft und der bleiernen Schwere des Steins etwas Melodie verleiht. Sehr selte an Brücken ein Spitzzelt, neben dem ein Lagerfeuer lodert, ringsum Männer sit= zend, die entweder unter dem Schutze der Bäume und einer Zeltbahn auf einem um= gekippten Fasse Karten spielen oder aber die Flinte sinnend im Arme halten und den Worten alter Graubärte lauschen, die zur Landschaft gehören wie die Berge, die Strouma zum Balkan.

Stunde auf Stunde verrint. Pechschwarze Nacht mit frostiger Kälte. Plötz= lich knirschen die Bremsen, und ein harter Ruck bringt den Wagen zum Stehen. Die Kegel der Lichter bohren sich in ein Gegenüber ein, dessen Silhouette zu= erst nicht definitiv vom erschreckten Auge erkannt wird. Erst beim Aussteigen, beim Durchwaten von Pfützen, die bis zum Knöchel reichen, erkennt man, dass ein Lastkraftwagen, aus der entgegengesetzten Richtung kommend, bis zum Chassie im Dreck steckt. Seit Stunden arbeitet man, die Hosen bis zu den Knien aufgestreif und barfuss, ohne Rock und lediglich mit klatschnassem Hemde, an einem Flott= machen, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Dazu keine erfreuliche Kunde von der weiteren Wegstrecke, die der Regen furchtbar mitgenommen haben soll. Brücken, seien fortgerissen, Umwegepfade sollen befahren werden, um ans Ziel zu kommen, das trotz seiner direkten Entfernung von hundert Kilometern wohl schwerlich vor Abend erreicht werden wird. Nach einem längeren unfreiwilligen Aufenthalt pirschen wir uns weiter. Der junge Morgen graut, und die Nebelfladen heben sich träge aus dem Flussbette der Strouma. Und als der Sonnenball sein Tagwerk beginnt, halten wir zerrüttet, vor Kälte halb erstarrt und indirekt seekrank in Dubnitza, der Tabakstadt im Schatten der Rilo Planina, der Rhodope. Eine stöhnende Holzbrücke bildete vor noch nicht allzu langer Zeit die Grenze zum türkischen Reich, und der Sturmlauf der Geschichte an dieser historischen Stelle greift so ans Herz, dass das Blut in neue Wallung kommt und die Nerven

sich langsam entspannen.

Der Motor bittet um kurze Gnade. Sie wird ihm gewährt. Auf dem Marktplatz handeln die Weiber mit Eiern und Butter, mit jungen Zwiebeln und altem Sauerkraut, dessen Herstellung sie von den Deutschen im Weltkrieg gelernt haben. In einer Schenke fliessen Raki und Sliwowitz, die Eier nehmen ungekocht den Weg zum Magen, und Zwiebel und Brot ergänzen das Frühstück, das direkt lukullisch schmeckt. Immer wieder hängt der Blick in den Gipfeln der Berge, und der Sinn verwirklicht sich den Weg vom Meeresspiegel über 2200 Meter Ketten und Züge hinab in die Ebene, die sich in 500 Metern über dem Nullpunkte dahinzieht. Die Strouma hat uns verlassen, um nordwestlich nach Serbien hinüberzuweichen. Auch uns verschliesst sich der direkte Weg nach der bulgarischen Hauptstadt, und die letzten Bäche des Regens, der schon längst wieder der strahlendsten mazedonischen Sonne gewichen ist, weist uns den Weg über Küstendil oder Samokov. Da Samokov ein neuerliches Ueberwinden des Mus Alla mit seinen 2700 Metern fordern würde, entscheiden wir uns nach saniertem Motor für die Küstendil-Route, um bei Radomir wieder auf die direkte Strasse Petritsch-Sofia zu stossen. Stunde auf Stunde rollen die Räder. Immer wieder zwingen fortgeschwemmte Brücken und aufgeweichte Strassen oder sogar abgesackte Böschungen zum Einschlagen eines Umgehungsweges. Der Eisenmensch am Steuer gleicht einem Feldherrn. Stündlich, ja, halbstündlich müssen neue Wegeberichte eingezogen werden, meist von entgekehrten Fahrern, um das Gefährt zum Ziele zu steuern. Wieder bricht der Abend herein. Die Kohlenmine Pernik erglänzt im Lichte selbsterzeugter Elektrizität, und als wir die Bannmeile Sofias erreicht haben, ist Mitternacht schon längst vorüber. Saubere Strassen weisen die Spuren der Strassenbahnen auf. Immer wieder und wieder halten die einzigen Passanten, die Polizisten, unsern Wagen an und notieren die Nummer, da das Schlusslicht fehlt. Und immer wieder und wieder zeigt der Lenker seine Papiere und erklärt, dass die Lichtmaschine schon seit Stunden entzwei ist und die Batterien keinen Strom mehr führen. Immer näher kommen wir der schier ausgestorbenen Stadt, die sich um zehn Uhr schlafenlegt und kaum Tingeltangel kennt. Vor dem Hotel-Portal streicheln wir mit zärtlichen Blicken unsern Wagen, um dann mehr tot als lebendig das Bett zu erreichen. Morgen sehen wir die Welt mit anderen Augen an, mit dem Blicke der Kultur, den das Gestern tötete -- in der Fahrt durchs Land der Komitadschis.

---

### Der Brotversorger. <sup>x</sup>

---

Von G. Riklin.

SPD. Vor einigen Tagen traf ich einen alten Bekannten, den Bauern Kusjma Iwanowitsch aus dem Dorfe Laptewki. Seine Backen waren eingefallen, wie nach einer Krankheit. Ich fragte, was los sei. Er erzählte:

In der vorigen Woche war's, Ich fahre auf meinem Wägelchen. Fahre und denke mir mancherlei. Weit und breit keine Seele. Mit einem Male, als ich eben den Wald verlasse, fallen wie aus der Erde gestampft, 15 Mann -- um nicht zu viel zu sagen -- über mich her. Greifen in die Zügel. Mit einem Sprunge sind sie im Wagen.

"Guten Tag, Genosse Bauer", sagen sie.

Während ich ihnen "Guten Tag" wünsche, schielen sie nach dem Sack im Wagen... Reden alle durcheinander.

"Die Kooperation", sagen sie, "ist ein Zusammenschluss", und dergleichen. "Das Privatkapital muss dringend bekämpft werden."

Ich aber denke bei mir: da sitze ich ja schön in der Patsche... Was sie wohl mit mir anstellen werden? Ich gedachte gerade mein Pferd heimzutreiben, nach Laptewki. Aber nichts da! Sie reissen die Zügel an sich und jagen die Larstrasse hinunter nach der Stadt. Und springen selbst in grossen Sätzen neben

dem Wagen her.

"Teurer Genosse Bauer", sagen sie - "wir arbeiten bei der Brotversorgung - Wir tun dir nichts zuleide." Und blicken immerzu nach dem Sack.

Einer schreit: "Verkauf an den Konsum", ein anderer: "Verkauf an die Landwirtschaftskommission", ein dritter: "Verkauf an das Arbeitercooperativ", ein vierter: "Verkauf an die Brotfabrik; das ist das Beste!"

Der eine schreit: "Einen Rubel und 40 Kopeken", der andere "einen Rubel fünfundvierzig", der dritte "einen Rubel fünfzig". Als wir in die Stadt kamen, war das Angebot auf 1 Rubel 60 Kopeken gestiegen.

Ich konnte nicht begreifen, weshalb sie mir einen solchen Preis boten. Ich denke mir: wenn wir nach der Stadt kommen, rufe ich einen Polizisten zu Hilfe, dass er mich rettet.

Wir kommen an. E.P.O. steht über dem Torweg. Ehe ich mich dessen versehe, ist der Sack vom Wagen gehoben und in die Scheuer befördert. Einen Augenblick noch, und das Geld ist mir in die Hände gezählt. "Wir haben keine Zeit, langes und breites zu reden, Genosse", sagen sie. "Wir sind gewohnt zu handeln".

Hier unterbrach ich Kusjma Iwanowitsch: "Worum handelt sich's eigentlich, Alter? Weshalb bist du denn unzufrieden?"

"Weshalb? Weil ich unverdienterweise das Geld bekommen habe. Was meinst Du wohl, was der Sack enthielt? - Tannenzapfen! Nichts als Tannenzapfen. Ich hatte sie im Walde gesammelt, - hab' eine Teemaschine. Hat je einer gehört, dass Tannenzapfen 1 Rubel 60 kosten?" -

Diese von Kusjma Iwanowitsch erzählte Geschichte ist einzig in ihrer Art. Und es ist nur gut, dass sie einzig dasteht.

(Uebertragen aus dem Russischen von Wanda Waldenburg)

---

### Luftschloss des Städters.<sup>x</sup>

---

Ein Feld, ein Acker und ein Dach,  
Ein Herd und einiges dazu,  
Zwei Hühner drunten an dem Bach  
Und, wenn auch klein, noch eine Kuh.

Kartoffeln, Bohnen und Radieschen,  
Vielleicht auch etwas Sellerie.  
Ein Sonnenplatz auf einem Wieschen  
Und Bücher voller Poesie.

Dreissig Kakteen in dem Garten,  
Ein Fliederstrauch und Anemonen.  
Am Abend zarte Schinkenschwarten  
Und Sonntags saftige Melonen.

Ein Hund, der bellt, wenn jemand kommt,  
Ein grosser Riegel vor der Tür,  
Daran ein Schild, worauf stets prompt  
Geschrieben steht: Ich bin nicht hier.

Kurt Reiss.

---

## Das internationale Museumsamt.

SPD. Das Büro des vor einigen Jahren begründeten internationalen Museumsamts in Genf hielt kürzlich im Pariser Institut für geistige Zusammenarbeit eine Tagung ab. Eine Reihe bemerkenswerter Entschliessungen wurde während dieser Tagung angenommen. Es soll u.a. dem Museumsamt eine internationale Zentralstelle angegliedert werden, die Untersuchungen über Reproduktionen von Kunstwerken anstellt. Ausserdem will man für den Dienst der Museen einen internationalen Rundfunk-Propaganda-Dienst einrichten. Ferner sollen die Museumskataloge ebenso wie die Kunstauktionskataloge vereinheitlicht werden. Für die Sammlung der Auktionskataloge wird im Museumsamt eine besondere Bibliothek eingerichtet.

In diesem Jahre soll noch eine Konferenz von Museumsleuten, Restauratoren und Gelehrten stattfinden, bei der die Frage des Schutzes und der Erhaltung von Kunstwerken behandelt werden wird. Auch eine Liste von Kunstwerken wird zusammengestellt werden, die im Laufe der Jahrhunderte ihres Zusammenhangs beraubt und in ihren Bestandteilen zerstreut wurden, um die Möglichkeit einer Wiedervereinigung zu schaffen. Kürzlich erst haben die staatlichen Museen in Berlin eine solche Wiedervereinigung ermöglicht, indem sie einen Altarflügel des florentinischen Malers Francesco Pesellino, der zu einem in seinen Hauptbestandteilen in London bewahrten Altaraufbau gehörte, der Londoner Sammlung zur Verfügung stellten. Eine besonders interessante Frage wird schliesslich eingehend geprüft werden, nämlich: ob sich nicht Mittel und Wege finden lassen, um ausgesprochene Vergehen gegen das künstlerische Erbe eines jeden Landes auf internationaler Basis zu unterbinden.

O.B.

SPD. Die Rotation der Planeten Uranus und Neptun.<sup>x</sup> Die Feststellung der Rotation eines Himmelskörpers, der verschiedene Einzelheiten auf seiner Oberfläche zeigt, ist dadurch möglich, dass man genau beobachtet, wann ein bestimmter Punkt an einem Rande verschwindet und am andern wieder auftaucht. Auf diese Weise kann man auch die Rotation der Sonne auf Grund ihrer Flecke feststellen. Bei Himmelskörpern, die keine Oberflächeneinzelheiten zeigen, ist eine Bestimmung der Achsenumdrehung mit Hilfe des sogenannten Doppler-Effektes möglich. Die Linien im Spektrum erscheinen nach Rot zu verschoben, wenn eine Entfernung in der Blickrichtung stattfindet, und nach Violett, wenn eine Annäherung vorliegt. Die Anwendung dieser Methode auf den Planeten Uranus war bis 1910 nicht möglich, da bis dahin die Rotationsachse des Planeten fast genau der Erde zugekehrt war. Aber schon 1911 traten die Linienverschiebungen hervor, die eine Rotation des Uranus in 10 Stunden 45 Minuten erkennen liessen. Bei dem Neptun gelang der Versuch erst 1928. Dabei wurde eine Umdrehungszeit von 15 Stunden 45 Minuten festgestellt. Während die Rotation des Uranus der Bahnbewegung seiner Monde entspricht, dreht sich Neptun, der Bewegung seines Trabanten gerade entgegengesetzt, um seine Achse. Ob auch bei den neu entdeckten Planeten jenseits des Neptuns die Feststellung der Rotation auf diese Art möglich sein wird, ist wegen der ausserordentlichen Lichtschwäche dieses Himmelskörpers wenig wahrscheinlich.



## Der Leuchtturm.

Roman von Paul Reboux.

Deutsche Rechte: Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

37)

SPD. Kerroch fuhr fort: "Höre nur ihre Flügel....Sie sind ganz in der Nähe....Auf hoher See ist das Feuer sowieso nicht mehr zu sehen...Machen wir wenigstens für zehn Minuten aus. Der Schiffahrt bedeutet das gar nichts, und wir sind wenigstens erlöst."

Redec wollte unter keinen Umständen nachgeben. Er gehörte zu den Menschen die bis zum letzten Augenblick auf ihrem Posten bleiben, wenn sie nicht den Befehl bekommen haben, an sich selbst zu denken.

Einige von ihren seltsamen Feinden hatten sich bereits auf der Galerie niedergelassen und versuchten längs der Scheiben, gegen die sie ihre Körper drückten, entlang zu klettern. Was waren das für Tiere? Hatte eine lange Reise sie von den kahlen Schenkeln bis zum rötlichen Hals, der kaum von Flaum bedeckt war, so entfettet? Und was für sonderbare Köpfe, was für spitze und gebogene Schnäbel, und was für Augen hatten sie, runde, weit aufgerissene starre Augen! Vom Lichte angelockt, kletterten sie übereinander, kämpften und zerrissen sich mit Krallen- und Schnabelschlägen. Die ganz oben wollten flügelschlagend noch höher; die unten, zerschunden und blutend, kratzten mit ihren Krallen an den Scheiben, um sich durch Berge von Federn und Fleisch, unter denen sie begraben waren, einen Weg zu bahnen. Einige hatten daran glauben müssen. Sie bildeten die Basis dieser beweglichen Mauer, die sich gegen die Wände der Laterne drückte, einer Mauer aus blutigem Fleisch, Kämpfen und Todesqualen....

Plötzlich geschah ein lautes Geräusch, ein Krachen, als ob eine Scheibe zerbrochen wäre, deren Splitter von Stufe zu Stufe klirrten.

Ein Fenster war unter dem Ansturm der Vögel zersplittert. Die Tiere drangen in den Leuchtturm ein! Sie flogen und stiessen an die Mauern und kletterten mit dem Schnabel die Stufen empor. Das Gebäude wiederholte gleich einem Echo das Reiben ihrer Flügel und ihre rauhen Schreie. Zu gleicher Zeit wurde draussen ein gewaltiger Tumult entfesselt, alle Belagerer, verbissener denn je, schrien laut auf und liessen einen Hagel von Schlägen auf den Käfig der Laterne niedersausen.

Was tun? Oben hatte man die Qual, unmittelbar vor seinem Gesicht eine grauhafte Vision zu haben. Nach unten war jede Flucht unmöglich, denn durch das eingeschlagene Fenster drängte sich die Menge. Die ersten waren schon in das Dierzimmer eingedrungen. Ihre häutigen Füsse klatschten auf den Fussboden, ihre grossen ungeschickten Flügel schlugen gegen die Möbel und warfen Gegenstände um; ihre Schnäbel klapperten; sie wurden immer mehr und erfüllten den Raum.

Kerroch packte einen Stuhl, sprang auf den Tisch und hieb auf gut Glück zu. Plötzlich heulte er auf. Von rückwärts hatte ein Vogel ihn an der Hose gefasst und stiess mit dem Schnabel nach seinen Beinen. Er sprang in die hüpfende Horde, in die er bis zu den Knien versank, und eilte zu Redec. Der hatte das Geländer der kleinen Treppe abgerissen. Seiner vom Entsetzen verstärkten Anstrengung war es gelungen, das Metall abzubiegen. Zwei abgerissene Stützen dienten ihnen als Keulen. So verteidigten sie eine Weile den Zugang zur Laterne, in dem sie sich verschanzt hatten. Je mehr Vögel sie jedoch erschlugen, desto mehr kamen hinzu. Der siegreiche Strom drang über einen Hügel von Leichen vor. Um ihnen zu entfliehen, liefen sie rings um den Apparat, dessen Hitze ihnen den Schweiz über das Gesicht jagte. Dazu kam dichter Rauch, der schwarz und beklemmend auf ihrer Brust lag, und ein Gestank nach versengten Federn, der die Tiere flogen zur Decke, wo sie sich an der Flamme verbrannten. Schon begann die Lampe flackernd zu leuchten. Der Apparat war festgeklemmt und bewegte sich nicht mehr. Keuchend und vor Entsetzen röchelnd fühlten die beiden Verzwei-



felten, wie ihnen die grauerregende Flut bis zum Leib heraufstieg, bis zum Gürtel, bis zur Brust. Mit zuckenden Händen zerbrachen sie Flügel, würgten sie Häuse und schützten sie ihre Augen. Schliesslich stürzte der Glaszylinder über die Flamme - und es wurde dunkel, wurde Nacht, eine Höllennacht, eine Todesnacht.

Das Unwetter, das die Vögel vor sich hergejagt hatte, erreichte sie nun. Ein neues, unaufhörliches, gewaltiges Geräusch ertönte. Die Winde, die aus den atlantischen Einsamkeiten kamen, aus denen sie ihre Unbesieglichkeit mitbrachten, kamen dahergesaust....

Was noch vorhanden war, wurde auseinandergerissen und zerstreut, als handle es sich um Schaum. Ungeheuerliche Wellen stürmten heran, Wellen, die hohl waren wie Tonnen und in ihren Eingeweiden das wilde Bild eines ganzen Orkans trugen. Von diesem Orkan ins Ungemessene gesteigert, schien die Strömung, die den Teufelsfelsen umkreist, alle Wellen zum Sturm gegen den Leuchtturm zu führen. Der Donner rollte unablässig. Zehn Meilen rasenden Schaums leuchteten hell und funkelnden Blitzen. Bisweilen wurde der Himmel dunkel, als habe er sein ganzes Feuer ausgespien. Dann wieder zeigten die violetten Zickzacks ohne Unterbrechung die gewaltigen rollenden Massen der Wolken, vor denen andere, nähere Wolken flohen, Fetzen, die ein entgegenrasender Sturm auseinanderriss. Schwere und Gewalt der Wellen wirkten zusammen. Zum Blitze kam der Sturm der Wellen. Der Felsen erbebte. Alle Augenblicke verschwand der Turm unter einer kompakten Masse. Sein Todeskampf begann. Er dauerte nicht lange. Unter einem Schlag des Meeres zerbrach die Kuppel. Und nun stürzte gleich einem Katarakt jede Welle in die Säule aus Granit. Eine zerstörte die Terrasse. Eine andere zerschmetterte den Fussboden des Dienstzimmers, fiel von Zimmer zu Zimmer und schleppte im Wirbel Möbel, Leichen und Türen mit sich. Drei Blitze spalteten vom Kopfe bis zum Fusse die Mauern, die der Blitzableiter nicht schützen konnte. Das Meer frass den Bau Stein für Stein. Aus jeder Zerstörung machte es sich eine Waffe und warf gegen die übrigbleibende Mauer alles, alles, was es dem Turme selbst entrissen hatte. Und die gewaltige Meute der Wellen öffnete ihr schaumtriefendes Maul gleich einem Jagdhund, um nach der Beute aus Granit zu schnappen.

Als es dämmerte, sah der junge Tag nur wenige Mauertrümmer, aus denen gleich ausgekugelten Knochen die gewundenen Stäbe der Metallverspannung sahen: das war alles, was vom Teufelsfelsen übrig blieb.

## X.

Die Verwaltung hielt es nicht für erforderlich, auf diesem Felsen einen neuen Bauversuch zu machen.

Zu Beginn des vergangenen Herbstes bin ich an Bord eines Fischerboots daran vorbeigefahren. Der Besitzer fuhr auf meine Bitte nahe heran. Ich konnte die Fundamente des Leuchtturms unterscheiden. Sie waren vom Meer und vom Winde bereits zernagt und glichen wieder wildem Gestein.

Plötzlich ertönte ein sonderbarer Ton, eine Art Gelächter. Der Besitzer des Schiffes, der meinen fragenden Blick aufgefangen hatte, sagte:

"Seltsam, nicht wahr? Während des Sturmes im vorletzten Frühling, der alles zerstört hat, hat sich der Felsen bis zur Meeresoberfläche gespalten... Und wenn das Wasser in diesen Spalt hineinläuft, hört man das jetzt immer..."

Das raue Gurgeln liess sich wieder hören.

"Sollte man nicht meinen," sagte der alte Fischer, halb scherzhaft, halb im Ernst, "es ist das Lachen des Satans, der zufrieden ist, dass er seinen Felsen zurückerobert hat?"

Schluss.

# Deutscher Reichstag

155. Sitzung vom 4. April 1930.

SPD. Ohne Aussprache wird zunächst das deutsch-polnische Überleitungsabkommen über Personenstandsregister in allen drei Beratungen angenommen. Dann wird die zweite Beratung des Gaststättengesetzes fortgesetzt.

Abg. Diez (Z) spricht gegen eine Trockenlegung nach nordamerikanischen Muster und hebt die volkswirtschaftliche Bedeutung der Alkoholgewerbe hervor. Die Totalabstinenten leisteten sich bei ihrer Agitation häufig Übertreibungen. Der Schutz der Jugend vor dem Alkoholismus werde durch die Ausschussfassung der Vorlage gesichert. Der Redner beantragt im § 26 eine Änderung dahin, dass die Konzessionspflicht nicht auf den Kleinhandel mit Wein ausgedehnt werden kann.

Reichswirtschaftsminister Dietrich:

Die jetzt vorliegende Lösung bedeutet einen Mittelweg, auf welchem dem notwendigen Schutz der Jugend und dem Kampf gegen den Alkohol Rechnung getragen, aber auch das Gewerbe nicht allzu sehr eingeengt wird. Die Vorschrift, nach der die Klagbarkeit von Forderungen, die aus der wiederholten Kreditierung von Branntwein herrühren, ausgeschlossen wird, ist grundsätzlich zu billigen. Die Bestimmung, wonach schnapsfreie Tage angeordnet werden können, soll auf den Kleinhandel in verschlossenen Flaschen mit einem gewissen Mindestgehalt keine Anwendung finden. Ein Reklameverbot für den Alkohol in den Verkehrsanstalten empfiehlt sich nicht.

Preussischer Ministerialdirektor Dr. Clausener ersucht um Wiederherstellung der Regierungsvorlage in Bezug auf die Polizeistunde. Bei der grossen Verschiedenheit der Verhältnisse könne die Polizeistunde nicht vom Reich, sondern nur von den Ländern geregelt werden.

Abg. Loibl (Bayer.Vp) verweist auf die Riesenmasse der Petitionen gegen das Gesetz und bedauert, dass man ein Spezialgesetz macht, wodurch der Verbilligung der Verwaltung nicht gedient wird, statt die ganze Sache im Strafgesetz zu regeln. Reichsgesetzliche Regelung der Konzessionserteilung wäre ein durchaus überflüssiger Eingriff in die Polizeihochheit der Länder. Wenn die Vorlage die Polizeistunde auf 1 Uhr festsetzt, wovon nach den Umständen Ausnahmen gemacht werden können, so wird 1 Uhr die Normalpolizeistunde sein und frühere Festsetzung, wie sie bei uns in Bayern jetzt mit 11 Uhr der Fall ist, wird zur Ausnahme werden.

Abg. Hände (Chr.nat.Bauernp.): Auf dem Lande geht man früher schlafen, und in den Gasthäusern steht man so unter der Kontrolle der Bekannten und Nachbarn, dass schon deshalb nicht zu viel getrunken wird. Wir sind gegen alle Verschärfungen der Vorschriften und machen unsere Haltung in der Schlussabstimmung davon abhängig, wie das Haus, vorher über die einzelnen Anträge entscheidet.

Abg. Bergmann (Soz):

Viel bekämpft worden ist der § 2, der Konzessionsentziehung zulässt, wenn die Bestimmungen zum Schutz des Personals missachtet werden. Man hat diese Bestimmung als dem Verfassungsartikel 164 über den Schutz des gewerblichen Mittelstandes zuwiderhandeln gezeichnet. Aber man sollte auch des Verfassungsartikels 157 über den Schutz der Arbeitskraft gedenken. (Sehr gut! bei den Soz) Dieser Verfassungsbestimmung entspricht der § 2, denn die im Gastwirtsgewerbe Beschäftigten bedürfen besonderen Schutzes. Die Arbeitszeit ist dort sehr lang. Die Berichte der Preussischen Gewerbeaufsichtsbeamten stellen fest, dass Arbeitszeiten von mehr als 14 Stunden noch vorkommen. Der § 2 fordert aber als Voraussetzung der Konzessionsentziehung den Nachweis von Tatsachen, darin liegt eine Sicherung des Gastwirtes. Man hat hier gesagt, dass die Arbeitszeit im Gastgewerbe nicht schematisch geregelt werden könne, und dass viel freiwillige Mehrarbeit vorkomme. Diese Freiwilligkeit ist sehr stark eingeschränkt.

durch die wirtschaftliche Abhängigkeit des Arbeiters, besonders in einer Zeit, wo 3 Millionen Arbeitslose vorhanden sind. Man behauptet, es sei ein Unrecht, jemanden an freiwilliger oder Mehrarbeit zu hindern. Wir empfinden es als Unrecht, wenn der Unternehmer die Möglichkeit hat, jemanden zu freiwilliger Arbeit zu pressen. Das ist aber in vielen Fällen geschehen. Die gewaltige Zahl der Arbeitslosen macht den einzelnen Arbeiter gefügig. Die vielen weiblichen Angestellten im Gastgewerbe brauchen noch viel mehr den Schutz des Gesetzgebers. Wenn ein Gewerbe sich nur durch Ausbeutung seiner Angestellten halten kann, so hat es sicherlich einen grossen Teil seiner Daseinsberechtigung verloren. Für die weiblichen Angestellten ist besonderer Schutz nicht nur wegen der Arbeitszeit erforderlich. Es ist durchaus richtig, wenn die Konzessionsentziehung auch in dem Falle eintreten soll, wo nicht entsprechende Aufenthalts- und Schlafräume zur Verfügung gestellt werden. Wer die Verhältnisse im Handwerk bei Kost und Logis kennt - ich kenne sie aus eigener Erfahrung -, der weiss, für Räume vielfach den Beschäftigten angewiesen sind. (Zuruf der Wirtschaft Partei: Aber heute nicht mehr!) Sehen Sie nur den Bericht der Gewerbeaufsichtsbeamten in Erfurt an. Dort wird festgestellt, dass weibliche Beschäftigte ihre Schlafräume unmittelbar mit dem Wirt teilen! Wenn Sie (nach rechts) auch immer das gute Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern predigen - dieser Methode werden Sie wohl nicht zustimmen!

Wie die Jugend, so muss auch der wirtschaftlich Schwächere durch dieses Gesetz geschützt werden. Wir werden daher weder dem Antrag auf Streichung des § 2 noch sonstigen Änderungsanträgen zustimmen. Der Abg. Köster hat gemeint, der Gastwirt habe keine Zeit, sich mit den Arbeiterschutzbestimmungen bekannt zu machen. Da sollte man vielleicht die Polizeistunde etwas heruntersetzen, um ihm die notwendige Zeit zum Studium der Arbeiterschutzgesetze zu geben. (Sehr gut! links) In einer Verhandlung vor dem Hamburger Arbeitsgericht am 25. v. M. ist festgestellt worden, dass die drei Beschäftigten eine Wochenarbeitszeit von 51½ Stunden haben, dass die Mädchen zum Teil bis 12 Uhr nachts arbeiten mussten, aber um 3 Uhr morgens wieder geweckt wurden und von 8 Uhr an wieder Dienst leisten mussten. Als eine sich beschwerte, wurde ihr geantwortet, "wenn es Ihnen nicht passt, können Sie gehen". Für dieses Hamburger Format, wie Herr Köster es gerühmt hat, habe ich als Hamburger Abgeordneter kein Verständnis. Wir bitten, den Ausschussanträgen zuzustimmen und dadurch den im Gastgewerbe Beschäftigten einen grossen Dienst zu erweisen.

Abg. Schumann-Leipzig (Kom.): Es ist bezeichnend, dass bei diesem Gesetz eine Stunde Redezeit zugebilligt ist, während man bei Zoll- und Steuervorlägen die Redezeit aufs äusserste beschränkt. Der Alkoholismus ist eine Begleiterscheinung des kapitalistischen Systems. Die herrschende Klasse hat gar kein Interesse daran, den Alkoholmissbrauch zu beseitigen. Das vorliegende Gesetz ist nach den Wünschen des Alkoholkapitals gestaltet worden.

Abg. Frau Fuchs (Z) erklärt die reichsgesetzliche Regelung der Polizeistunde für nötig im Interesse des Personals. Wenn die Polizeistunde hinausgeschoben wurde, hat das Personal die Mehrarbeit ohne Mehrbezahlung übernommen, neues wurde nicht eingestellt. Um der Frauen und der Kinder willen, die der Alkoholismus des Gatten und Vaters mit dem Untergang bedroht - nehmen Sie dieses Gesetz an! (Beifall)

Abg. Dr. Strathmann (Dnat.): Die Stellungnahme meiner Partei zu diesem Gesetz ist nicht einheitlich. Mit dem vertrunkenen Geld könnten jährlich 75000 Wohnungen gebaut werden, auch die Arbeitslosigkeit ginge zurück und viele Schäden fielen weg. Wieviele gute Bauernhöfe in meiner westfälischen Heimat z. B. gehen durch den Alkoholismus ihres Besitzers zugrunde. (Gegenrufe der Wp.: Unsinn!) Nein, so ist es wirklich. Seit dem Krieg steigt der Alkoholmissbrauch alljährlich und mit ihm die Zahl gewisser Verbrechen.

Abg. Haag (Dnat) spricht für die Interessen der württembergischen Weinbauern.

Abg. Bickes (DVP): Abg. Sollmann hat behauptet, dass im Reich 390 000 registrierte Alkoholranke vorhanden seien. Diese Zahl entbehrt jedoch der amtlichen Bestätigung: Nach amtlicher Zählung leiden 227 594 an Alkoholgebrechen. Von 1924 - 1927 waren 4 - 5% der Insassen der Irrenanstalten Alkoholiker.

Abg. Gandorfer (DVP.) verliest eine Erklärung seiner Partei, wonach das Gesetz die Benachteiligung der ländlichen Gastwirte nicht beseitigt.

Abg. Mathilde Wurm (Soz.)

begründet einen Antrag, den Milchausschank auch ausserhalb der dazu bestimmten Räume zu gestatten. Damit soll besonders der Milchausschank bei Massenversammlungen, Umzügen, Sportfesten usw. gefördert werden. Man wird gewiss behaupten, dass auch die Gastwirte Milch ausschenken können. Aber erfahrungsgemäss geschieht das doch nur in geringem Masse. Die Förderung des Milchausschanks, ja geradezu der Anreiz zum Milchvertrinken liegt im Interesse der Volksgesundheit, der Bekämpfung des Alkoholismus und der Landwirtschaft. Es ist viel weniger Kapital im Milchausschank angelegt, als im Alkoholausschank. Nach Angabe der Brauereien ist der Kredit, den sie pro Hektoliter Bier ihrer Kundschaft gewähren, von einer Mark im Jahre 1924 auf 20 Mark im Jahre 1929 gestiegen. Ausserdem ist bekannt, dass die Brauereien ihren Kunden für Geldeinlagen eine höhere Verzinsung gewähren, als die Banken. Angesichts dieser Stärkung des Alkoholkapitals müssen wir den Milchausschank fördern. Bereits am 31. März war der Termin für die versprochene Einbringung des Reichsmilchgesetzes abgelaufen. Wir haben es aber heute noch nicht. Kommt es überhaupt noch? - Ebenso wie in anderen Staaten muss doch auch in Deutschland die einheitliche Regelung der Polizeistunde möglich sein. Ein Uhr nachts genügt dafür vollkommen, (Zuruf der Komm.: im Ausschuss habt Ihr alles abgelehnt!) Das ist nicht wahr! Wir haben uns energisch für die einheitliche Regelung der Polizeistunde eingesetzt. Gerade auch im Interesse des Gastwirtpersonals, das ungeheuerlich ausgenutzt wird. Nur für einige Grosstädte, in denen auch noch nach 1 Uhr morgens Eisenbahnzüge ankommen, deren Insassen vielleicht noch etwas geniessen wollen, haben wir einer nicht allzu grossen Verlängerung zugestimmt. Das Gesetz genügt uns lange nicht, aber es ist ein Anfang und deshalb bitten wir um seine Annahme. (Beifall der Soz.)

Abg. Dr. Moses (Soz.)

tritt dem Wirtschaftsparteiler Köster entgegen, der sich auf die medizinische Wissenschaft als Zeugen für die Unschädlichkeit und sogar Nützlichkeit des Alkoholkonsums berufen hat: Wo in aller Welt ist auch nur ein Lehrbuch auf irgend einem Gebiet der Medizin, das nicht die schweren Schädigungen des menschlichen Organismus durch den Alkoholmissbrauch warnend feststellt? Sehen Sie diesen Berg von Petitionen an, die hier ausgebreitet sind, und die um Abhilfe gegen den Alkoholismus bitten! Wir haben in der Fraktion noch viele andere Briefe solcher Art erhalten. Zahlreiche bedeutende Ärzte, Professoren, Universitätsinstitute haben an mich geschrieben, dass ich mich für eine möglichst scharfe Fassung dieses Gesetzes einsetzen möchte. Die "Münchener medizinische Wochenschrift" hat soeben erst auf Grund der amtlichen Statistik eine grosse Arbeit über die Verschuldung von Unglücksfällen durch Alkoholismus veröffentlicht. Ich verweise auf das Lehrbuch von Prof. Strümpell, auf die Arbeiten Max von Grubers und seines hygienischen Universitätsinstituts in München, auf Professor Lehmann, Würzburg, auf das Institut für gerichtliche und soziale Medizin in Königsberg, auf die Universität Halle u.v.a.m. Was der Alkoholismus für das Rechtsleben bedeutet, hat Abg. Dr. Kahl in ernster Weise auseinandergesetzt. Die wirtschaftliche Seite des Alkoholproblems ist heute schon be-

Reichstag Blatt 4.

sprochen worden. Eine ganz neue Wissenschaft, die der Alkoholpathologie ist entstanden. Hat Abg. Bickes mit seiner Anzweiflung der Zahlen meines Freundes Sollmann die Alkoholschäden möglichst klein erscheinen lassen wollen? So bekämpft man diese furchtbaren Schäden nicht! Das vorliegende Gesetz befasst sich auch nur mit den Symptomen der Krankheit, aber auch das ist schon ein Fortschritt. Wem es ernst ist mit der Bekämpfung dieses furchtbaren Übels, der muss auch diesen Anfang mitmachen. (Beifall der Soz.)

Abg. Sollmann (Soz.): Herr Bickes hat Zahlen vorgebracht, über die in Anstalten untergebrachten Trinker, ich dagegen über die von der Trinkfürsorge erfassten, deren Zahl natürlich gewaltig höher ist.

Um 18 Uhr werden die Abstimmungen auf Dienstag, 3 Uhr vertagt. Danach dritte Beratung und Auslieferungsfälle, sowie evtl. Steuervorlagen, wenn sie fristgemäss vom Reichsrat eintreffen sollten.

---

# Preussischer Landtag

SPD. **Berlin, den** 4. April (Eig. Ber.)

In der im Landtag am Freitag fortgesetzten Kultusdebatte erhielt als erster Redner beim Abschnitt "Universitäten" das Wort

Abg. Dr. Nölting (Soz.):

Die Sozialdemokratische Partei geht bei der Betrachtung des Hochschulproblems nicht aus von der abstrakten Hochschule und ihrer selbstgenügsamen Würde. Die eigentlich brennende Frage für sie ist vielmehr die, wie die Hochschule die richtige Einordnung in Staat und Gesellschaft findet. Der neue republikanische Staat beruht seiner Idee nach auf einer gewissen Klassen-Gleichgewichtslage von Bürgertum und Arbeiterschaft. Die Hochschule, welche die Funktionäre des Staates heranbilden soll, steht jedoch faktisch nur dem Bürgertum offen. Während die Arbeitnehmerschaft in Deutschland 68 % der Bevölkerung ausmacht, stellen die Arbeitersöhne nur 2 % der Studentenschaft dar. Die Hochschule ist deshalb eine einseitige bürgerliche Machtposition, die darum notwendig die politischen Schicksale der bürgerlichen Klasse wiederholt. Die Universitäten waren revolutionär, solange das Bürgertum eine revolutionäre Klasse war; sie wurden staatsstreu, als das Bürgertum staatsfromm wurde; sie wurden wieder opponent, als das Bürgertum zum demokratischen Staate von Weimar in die Opposition trat. Jede soziologische Analyse der Studentenschaft ergibt: die Studenten sind Mittelstandssöhne. Dieser Mittelstand wird zerrieben im Wahlstrom des Kapitalismus und um der Gefahr der Verproletarisierung zu entgehen, strömt man in die Hochschulen, um mit dem Doktorhut schwimmend das bürgerliche Gestade zu erreichen. (Heiterkeit) Wenn dann die Mittelstandssöhne mit vielen Mühen die Hochschule passiert haben, so treffen sie den sozialdemokratischen Landrat an, den Oberpräsidenten, der früher Gewerkschaftssekretär und den Minister, der früher Metallarbeiter war. Da verwirren sich die Mittelstandsgehirne, die Studentenschaft wird reaktionär aus Brotangst. Man hat schon recht, nicht allzu sehr der eigenen Kraft zu vertrauen, denn das Portemonnaie des Vaters liefert eine schlechte Begabtenauslese. So entstammen die Ueberfüllung unserer Hochschulen und die reaktionäre Grundhaltung unserer Studentenschaft derselben Wurzel. Eine wirkliche Universitätsreform, die Abhilfe schaffen will, darf sich aus diesem Grunde nicht begnügen mit einer blossen Erschwerung der Examensvorschriften. Das Hochschulproblem ist für uns erst seiner Lösung näher gebracht, wenn aus den 2 % Arbeitersöhnen wenigstens 20 % geworden sind. Die Studentenschaft soll die soziale Struktur des Gesamtvolkes widerspiegeln, dann würden auch die reaktionären Professoren verschwinden, die im Stile eines Bornback-Berlin noch heute lehren, die Verfassung sei "ein unverbindlicher Gesetzestext."

Um das Bildungsmonopol der Universitäten zu durchbrechen, ist es wichtig, einen Kranz von anderen Hochschulinstitutionen um die Universitäten zu legen: Verwaltungsakademien, Hochschule für Politik, freie Hochschulen, Akademie der Arbeit in Frankfurt a/Main usw. Die Wege, die von der Aufbauschule zur Universität führen, sind zu verbreitern, das Begabtenabitur ist nicht dem verkrachten Abiturienten, sondern dem hervorragend Begabten der unteren Volksklassen zu reservieren. Von dem Stipendienwesen ist jeder Hauch des Almosens zu nehmen. Der Universität ist heute eine doppelte Funktion übertragen. Sie muss Forschungsstätte und zugleich Berufsausbildungsstätte sein. Diese beiden Aufgaben überschneiden und behindern sich vielfach; weil nicht selten die tüchtigsten Forscher die schlechtesten Dozenten sind. Bei Berufungen soll daher künftig die Lehreignung stärker mit in Erwägung gezogen werden.



Nur für die reine Forschungsstätte ist unbedingte Freiheit zu gewähren. Die Universität, die unsere höheren Beamten ausbildet, hat sich einzufügen in den Rahmen des republikanisch-demokratischen Staates. Die reaktionären Professoren und die faschistischen Studenten, die heute nach akademischer Freiheit rufen, fordern die Freiheit nur deshalb, weil die Unfreiheit, die sie eigentlich haben möchten, gegenwärtig jedenfalls in Preussen nicht zu haben ist. Wenn der Staat in seinen Lehrbetrieb einlädt, der hat damit die Verpflichtung übernommen, das Staatsgebäude nicht in Brand zu stecken. Wem das nicht passt, der mag sich dahin stellen, wo die Sozialdemokraten lange Jahre gestanden haben, bevor es die alten Machthaber ihnen überliessen, aus dem Zusammenbruch ihres Staates den neuen Staat zu errichten, den wir uns auch von Universitätsprofessoren nicht werden stehlen lassen. (Starker Beifall bei der Sozialdemokratie). Den Lehrbetrieb wünschen wir von der ausschliesslichen Vorherrschaft des Kollegs abzulösen und auf semonaristische Arbeitsgrundlage umzustellen. In den Universitätsunterricht sind systematische Replikationskurse einzubauen, zu denen man die jüngeren Hilfskräfte heranziehen soll. Wir wünschen nicht eine Verbeamtung des Privatdozentenstandes, aber auch keine einseitige plutokratische Auslese des akademischen Nachwuchses, die notwendig kommen muss, wenn man den wirklich Befähigten nicht staatliche Zuschüsse zur Verfügung stellt.

Mit dem Dokortitel wird heute eine lächerliche Inflation getrieben, so dass jeder der einen Massanzug und eine Hornbrille trägt als: Herr Doktor angesprochen wird. Die Doktorarbeiten sind oft kaum mehr als primitive Schüleraufsätze. Beim Doktorexamen ist stärker als bisher auf Allgemeinbildung zu sehen; eine solche Allgemeinbildung würde auch den besten Schutz gegen die nationalsozialistische Schlagwort-Verhetzung darstellen, denn der Nationalsozialismus ist zu grossen Teilen eine Frage der Spannweite des geistigen Horizonts. (Sehr richtig!) An die Stelle des Abiturs würde man zweckmässig eine Universitäts-Eingangsprüfung setzen, diese Studienvorprüfung wäre durch bewährte Praktiker abzuhalten, die beurteilen können, ob der Kandidat den Erfordernissen seines späteren Berufs die nötige Eignung entgegenbringt. In den Examenskommissionen für Staatsprüfungen soll man einen turnusmässigen Wechsel stattfinden lassen, damit die Ausbildung der Studenten nicht in einem einseitigen Drill erstarrt. Von einer studentischen Selbstverwaltung kann erst wieder die Rede sein, wenn die Studentenschaft sich zu der Ministerialverordnung vom Jahre 1927 bekennt. Die Universitätskuratoren sind Vertreter der Staatsaufsicht und politische Vertrauensmänner des Ministeriums. Man soll nur zuverlässige Republikaner und befähigte Verwaltungsbeamte zu diesem Amte heranziehen. Dem nationalsozialistischen Terror an den Universitäten ist mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Wo keine Diktatur in einem Lande besteht, randalieren die Studenten, weil sie einen Diktator wünschen, während sie sich in den Diktaturländern als Freiheitshelden gebärden und gegen den Staatstyrannen ankämpfen. Sehr bedauerlich war es, dass ein Berliner Schöffengericht neulich die Straflosigkeit der Bestimmungsmensur ausgesprochen hat. Es wird nötig sein, durch eindeutige Gesetze dem Willen des republikanischen Staates Ausdruck zu verleihen.

Für die Frauenklinik der Universität Marburg müssen die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden, denn die "Frauenbölle" in Marburg hat sich allmählich zu einer Kulturschande ausgewachsen.

Für die Universitäten kann nicht die von dem Zentrumsabgeordneten Dr. Lauscher geforderte "Atempause" in Frage kommen. Die Aufgabe des neuen Ministers ist vielmehr die, in einer durchgreifenden Weise für einen Wandel an den Hochschulen Preussens zu sorgen. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Dr. Lauscher (Ztr.) betont, dass sich die Universitäten den Zeitbedürfnissen anpassen müssten. Ueberstürzte Reformen würden aber nur Unruhe in die Hochschulen bringen. Viele Misstände seien durch den Geldmangel verschul-



det, doch seien noch zuletzt Mittel zur Verbesserung der Marburger Frauenklinik und der Königsberger Anatomie bereitgestellt. Statt der Politisierung der Studentenschaft sollte man auf eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Studenten und Hochschule hinarbeiten.

Abg. Moelders (Komm.) erklärt, dass die Sozialdemokratie das Bildungsprivileg wegen ihrer Koalitionsbindung nicht durchbrechen könne.

Abg. Dr. Boelitz (DVP) fordert Abstellung der Ueberfüllung der Hochschulen. Eine Auslese sei schon auf den Schulen notwendig. Die Trennung von Forschung und Lehre lehne seine Fraktion entschieden ab.

Abg. Dr. Rhode (WP.) spricht gegen die Reformvorschläge Dr. Nöltings. Die Angriffe auf die studentischen Korporationen seien unberechtigt.

Abg. Dr. Bohner (Dem.) hält solche nationalökonomischen Vorlesungen, wie sie Abg. Nölting gehalten haben, im Landtag für überflüssig. Durchschnittlich gehe es den Arbeiterkindern besser als den Mittelstandssöhnen.

Es folgt die Besprechung des Abschnittes "Kunst".

Abg. Koch-Berlin (Dtn.) empfiehlt wegen der Finanzlage des Staates Schließung der Krolloper. Mit der Volksbühne müsse eine gütliche Einigung erzielt werden. Für die gesamten Staatstheater seien in den letzten 4 Jahren über 17 Millionen bewilligt worden, die sich durch unverzeihliche Etatsüberschreitungen noch um weitere 10 Millionen erhöht hätten. Es sei deshalb eine gründliche Umstellung des Theater=Etats zu fordern. Der Redner kritisiert hierauf Aufführungen und Inszenierungen an den Staatstheatern. Mit Jessner sei an Stelle der christlich-deutschen Theaterkunst ein jüdischer Pessimismus gekommen. Unsere Kulturepoche sei die Epoche einer negroiden jüdischen Kultur.

Abg. König-Potsdam (Soz.):

Wollte man nach dem Rezept des Vorredners verfahren, so würde der Generalintendant der Staatstheater in böse Schwierigkeiten kommen. Vielleicht bestehe die Möglichkeit, Herrn Koch als Oberzensor zu engagieren, wobei man allerdings damit rechnen müsste, dass dann die Theater allabendlich eine gähnende Leere zeigen (Sehr wahr! bei den Soz.) Er hat nur kritisiert, aber keine positiven Vorschläge zur Besserung gemacht (Abg. Koch: Das werden wir tun, sobald wir in der Regierung sind! Grosse Heiterkeit!) Soweit die Deutschnationalen in der Regierung waren, haben sie jetzt jede produktive Tätigkeit vermissen lassen. (Sehr wahr! bei den Soz.)

Wir warnen, die Krolloper zu schliessen. Man will ausgerechnet das Institut stilllegen, dass soziale Kunstpflege übt. Dabei muss festgestellt werden, dass die Zuschüsse für die Krolloper weit geringer sind, als für die Lindenoper. Die Durchschnittsrechnung ergibt, dass der Staat für die Krolloper pro Platz 3.- Mk., für die Lindenoper aber 4.75 bis 5.- Mark zuschiesst. Es ist ein ganz unverständliches Vorgehen, die billige Oper zu schliessen, aber die Lindenoper, die mit ihren hohen Preisen nur den besitzenden Schichten offensteht, weiter spielen zu lassen. Ferner ist der Staat vertraglich auf 25 Jahre verpflichtet, für die Berliner Volksbühne zu spielen. Von dieser Verpflichtung könnte er nach dem Wortlaut des Vertrages nur loskommen, wenn er auch gleichzeitig die Lindenoper schliesst. Kein Schiedsgericht kann hier anders entscheiden. Es ist uns unerfindlich, warum man den Zuschuss von 600.000 für die Krolloper gestrichen hat. Gerade dieses Institut hat in der letzten Zeit steigende Einnahmen und erfreut sich beim Berliner Publikum grosser Beliebtheit. (Sehr wahr! bei den Soz.)

Auch wir halten den Ausbau der Landesbühne für notwendig und hoffen, dass sich noch bis zur dritten Lesung eine Möglichkeit findet, ohne Streichung des Kroll-Zuschusses den Fond für die Landesbühne zu erhöhen. Es muss möglich sein, die Theater dahin zu bringen, dass sie 50 % ihres Bedarfs aus eigenen Einnahmen decken. Das Defizit könnte vermindert werden, wenn man, wie in andere Theatern, Garderobengeld einführt und wenn man eine innigere Verbindung der

städtischen Oper mit der Lindenoper durch gemeinsames Solisten- und Ballettpersonal anstrebt. Wir halten es auch für notwendig, dass das Reich, das die Oper zu Repräsentativzwecken benutzt, sich an den Staatstheatern mit einem Zuschuss beteiligt.

Der Redner schliesst mit einem Appell an das Ministerium, endlich mit dafür zu sorgen, dass für die Berliner Künstler, die jetzt schlecht und notdürftig in den Ausstellungshallen am Lehrter Bahnhof untergebracht sind, ein neues und würdiges Ausstellungsgebäude gebaut wird. Notwendig sei auch eine Hilfsaktion für diejenigen Künstler, die in dieser Notzeit vielfach Mangel leiden, um ihnen Gelegenheit zu produktivem Schaffen zu geben. (Beifall! bei den Soz.)

Nach Ausführung des Abg. Schulz-Neukölln (Komm.) wird die Beratung auf Sonnabend Vormittag 10 Uhr vertagt.

---

Landtags-Stimmungsbild.

---

SPD. Berlin, den 4. April (Eig. Ber.)

Im Preussischen Landtag gab es am Freitag bei der zweiten Lesung des Kultusetats eine Hochschuldebatte.

Die Rednerreihe eröffnete der Sozialdemokrat Prof. Dr. Nölting, der einleitend die grundlegende Frage stellte, wie die Universitäten ihre Einordnung in Staat und Gesellschaft finden. Diese Frage ist nicht zu lösen vom Standpunkt des Bürgertums aus, das von der abstrakten Hochschule und ihrer selbstgenügsamen Würde ausgeht. Die Hochschule bildet die wichtigsten Staats- und Gesellschaftsfunktionäre heran, aber die Tatsache, dass die Arbeitnehmerschaft, die 68 % der Bevölkerung ausmacht, nur 2 % der Studierenden stellt, zeigt, dass die Hochschulen nur dem Bürgertum offen stehen, dass sie bürgerliche Machtpositionen sind. Reaktionäre Grundhaltung der Studenten und Ueberfüllung der Hochschulen entspringen einer gemeinsamen Wurzel: die Mittelstandssöhne, die das Hauptkontingent der Studierenden stellen, flüchten sich in die Hochschulen, um der Gefahr der Verproletarisierung zu entgehen. Treffen sie dann den sozialdemokratischen Landrat und den Oberpräsidenten, der früher Gewerkschaftssekretär war und einen früheren Metallarbeiter als Minister, so verwirren sich ihre Begriffe und sie werden reaktionär aus Brotangst. Von einer Lösung des Hochschulproblems könnte man erst sprechen, wenn statt der 2% 20% der Arbeitersöhne die Hochschulen beziehen. Dann würden auch die reaktionären Professoren verschwinden, die es wie Bornhack-Berlin heute noch fertig bringen, zu lehren, dass die Verfassung ein "unverbindlicher Gesetzestext" ist. Dass die reine Forschungstätigkeit unbedingte Freiheit haben muss, ist selbstverständlich. Aber für die Lehrtätigkeit müssen sich auch die Universitäten in den Rahmen des republikanisch-demokratischen Staates einfügen.

Der Redner charakterisierte dann im einzelnen die reaktionären Professoren und die faschistischen Studenten, die jetzt so laut nach der akademischen Freiheit schreien, sehr treffend mit dem Hinweis, dass sie die Freiheit nur deshalb wollen, weil die Unfreiheit, die sie eigentlich haben möchten, gegenwärtig in Preussen nicht besteht. Wo keine Diktatur besteht, rufen die Studenten nach dem Diktator, aber in den Diktaturländern gebären sie sich als Freiheitshelden. Schliesslich wies der Redner auf die Inflation des Dokortitels hin und forderte eine starke Allgemeinbildung, die den besten Schutz gegen die nationalsozialistische Schlagwortverhetzung darstellt. Der Nationalsozialismus sei nun einmal eine Frage der Spannweite des geistigen Horizonts.

Aus der Fülle der Anregungen, die der sozialdemokratische Redner für eine

Die Hochschulreform gab, seien nur einige herausgegriffen. Es wäre zweckmässiger, an Stelle des Abiturs eine Universitäts-Eingangsprüfung zu setzen, die durch bewährte Praktiker abzuhalten ist. Im Lehrbetrieb muss die Vorherrschaft des Kollegs abgelöst und auf seminaristische Arbeitsgrundlagen umgestellt werden. Soll das Bildungsmonopol der Universitäten durchbrochen werden, dann müssen andere Hochschulinstitutionen gleichberechtigt sein, wie die Hochschulen für Politik, die freien Hochschulen und die Akademie der Arbeit in Frankfurt a.M. Das Begabtenabitur ist nicht den verkrachten Abiturienten, sondern dem hervorragend Begabten der unteren Volksklassen zu reservieren. Stipendien dürfen auch nicht den Anschein eines Almosens haben. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, durchgreifend einen Wandel an den Hochschulen zu schaffen. Den Bednern der bürgerlichen Fraktionen gingen diese Forderungen natürlich viel zu weit.

In der Aussprache über den Abschnitt "Kunst" gab es eine Theater-Debatte. Der deutschnationale Abg. Koch-Berlin hielt eine wüste Anklagerede gegen die Staatstheater, die unter Führung Jessners nicht mehr eine Pflegestätte christlich-deutscher Kunst seien, sondern die von einem "jüdischen Pessimismus" beherrscht werden. Dem trat der Sozialdemokrat König-Potsdam entgegen. Mit allem Nachdruck wandte er sich gegen die Bestrebungen, in Berlin die Krolloper zu schliessen.

Weiterberatung Sonnabend.

---